

ETHAN  
CROSS

THE  
SER

ICHBIN

DE

RACHE

# Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Erster Teil

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Zweiter Teil

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24  
Kapitel 25  
Kapitel 26  
Kapitel 27  
Kapitel 28  
Kapitel 29  
Kapitel 30  
Kapitel 31  
Kapitel 32  
Kapitel 33  
Kapitel 34  
Kapitel 35  
Kapitel 36  
Kapitel 37

#### Dritter Teil

Kapitel 38  
Kapitel 39  
Kapitel 40  
Kapitel 41  
Kapitel 42  
Kapitel 43  
Kapitel 44  
Kapitel 45  
Kapitel 46  
Kapitel 47  
Kapitel 48  
Kapitel 49  
Kapitel 50  
Kapitel 51  
Kapitel 52  
Kapitel 53  
Kapitel 54  
Kapitel 55  
Kapitel 56  
Kapitel 57  
Kapitel 58

Kapitel 59  
Kapitel 60  
Kapitel 61  
Kapitel 62  
Kapitel 63  
Kapitel 64  
Kapitel 65  
Kapitel 66  
Kapitel 67  
Kapitel 68  
Kapitel 69  
Kapitel 70  
Kapitel 71  
Kapitel 72

#### Vierter Teil

Kapitel 73  
Kapitel 74  
Kapitel 75  
Kapitel 76  
Kapitel 77  
Kapitel 78  
Kapitel 79  
Kapitel 80  
Kapitel 81  
Kapitel 82  
Kapitel 83  
Kapitel 84  
Kapitel 85  
Kapitel 86  
Kapitel 87  
Kapitel 88  
Kapitel 89  
Kapitel 90  
Kapitel 91  
Kapitel 92  
Kapitel 93

Kapitel 94  
Kapitel 95  
Kapitel 96  
Kapitel 97  
Kapitel 98  
Kapitel 99  
Kapitel 100  
Kapitel 101  
Kapitel 102  
Kapitel 103  
Kapitel 104  
Kapitel 105  
Kapitel 106

## **Über dieses Buch**

Oft schon hat der Serienmörder Francis Ackerman jr. seinem Bruder, dem Regierungsagenten Marcus Williams, und dessen Kollegen geholfen, die grausamsten Verbrechen aufzuklären. Mittlerweile ist dem Killer das Agenten-Team der Shepherd Organization sogar irgendwie ans Herz gewachsen. Als die Shepherd-Agentin Maggie in die Hände des berüchtigten Serientäters »The Taker« fällt, nimmt Ackerman deshalb sofort die Verfolgung auf. Die Suche führt ihn und Marcus tief in das Herz eines Indianerreservats in New Mexico. Um den Taker aus seinem Versteck zu locken und Maggie zu retten, zettelt Ackerman einen blutigen Krieg an – einen Krieg, der viele Opfer fordern wird. Auf beiden Seiten.

## **Über den Autor**

Ethan Cross ist das Pseudonym eines amerikanischen Thriller-Autors, der mit seiner Frau, drei Kindern und zwei Shih Tzus in Illinois lebt. Nach einer Zeit als Musiker nahm Ethan Cross sich vor, die Welt fiktiver Serienkiller um ein besonderes Exemplar zu bereichern. Francis Ackerman junior bringt seitdem zahlreiche Leser um ihren Schlaf und geistert durch ihre Alpträume. Neben der Schriftstellerei verbringt Ethan Cross viel Zeit damit, sich sozial zu engagieren, wobei ihm vor allem das Thema Autismus sehr am Herzen liegt.

**ETHAN  
CROSS**

**ICH BIN  
DIE  
RACHE**

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Dietmar Schmidt

**BASTEI ENTERTAINMENT** 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:  
Copyright © 2018 by Aaron Brown  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »The Taker«

Published in agreement with the author,  
c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, USA

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Textredaktion: Wolfgang Neuhaus  
Titelillustration: © STILLFX/shutterstock  
Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München  
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-6088-2

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

# Erster Teil

# Kapitel 1

Maggie Carlisle schrie und schrie, als sie auf einem Meer aus bleichen Knochen erwachte. Manche waren spröde und zerbarsten unter ihrem Gewicht, sodass Wolken aus Staub und Sporen emporstoben, die sich als widerliche dünne Schicht auf ihr Gesicht legten. Andere waren hart, feucht und klebrig und verströmten Verwesungsgeruch.

Kreischend warf Maggie sich herum und würgte von dem Gestank, der das Erdloch erfüllte. Als sie sich vor Ekel verkrampfte, durchzuckte Schmerz ihre Hüfte. Sie riss ihr Shirt hoch und sah, dass ein Rippenknochen in ihr Fleisch eingedrungen war. Schauernd fragte sie sich, ob es besser wäre, den Knochen herauszuziehen, der im trüben Licht bleich schimmerte.

## *Trübes Licht?*

Erst in diesem Augenblick wurde Maggie bewusst, dass sie sehen konnte, obwohl es hier unten stockdunkel gewesen war, als ihr Entführer den sandbedeckten Blechdeckel weggezogen hatte, unter dem sich seine sieben Meter tiefe persönliche Kammer des Schreckens verbarg.

Fieberhaft machte Maggie sich auf die Suche nach der Lichtquelle, kroch auf das schwache Leuchten zu, bis sie die Handlampe fand. Die Lampe benötigte keine Batterie; sie wurde mechanisch betrieben, indem man an einer Kurbel drehte. Maggie bemerkte, dass der Lichtstrahl bereits schwächer wurde. Erlosch die Lampe, würde sich wieder Finsternis ausbreiten, erfüllt von Staub und Gestank.

*Vielleicht wäre es besser so*, ging es Maggie durch den Kopf, denn der Anblick, der sich ihr bot, war kaum zu

ertragen. Dem Verwesungsgestank allerdings würde sie auch in der Dunkelheit nicht entrinnen.

Im gelben Licht der Lampe sah Maggie, dass der gesamte Boden der tränenförmigen Höhle mit Knochen und anderen Überresten bedeckt war, die allesamt menschlicher Herkunft zu sein schienen. Die meisten Knochen waren weiß und trocken, ohne eine Spur von Blut oder Gewebe. Andere schimmerten feucht und stanken nach Verwesung. Maggie sah schwarze Käfer, die über die frischen Leichen wimmelten und sich am verrottenden Fleisch mästeten. Sie schloss die Augen und sehnte die Finsternis herbei, um das Festmahl der Insekten nicht mit ansehen zu müssen. Doch sie wusste, sie hätte dieses grauenhafte Bild auch im Dunkeln vor Augen. Der Gedanke, die schwarzen Käfer könnten sich in der Finsternis unter ihre Haut fressen und ihr Mahl fortsetzen, war so schrecklich, dass Maggie so heftig würgen musste, dass ihr Tränen über die Wangen liefen.

Sie beschloss, den Rippenknochen in der Wunde stecken zu lassen, denn sie fürchtete Blutverlust und Dehydrierung mehr als eine Infektion – obwohl es letztendlich wohl keine Rolle spielte. Maggie glaubte nicht, jemals wieder aus dieser Gruft herauszukommen.

In diesem Augenblick erlosch das Licht. Nach einer Schrecksekunde nahm Maggie alle Energie zusammen und kämpfte darum, ihre körperlichen Reaktionen in den Griff zu bekommen. Entschlossen schob sie die Gedanken an ihren bevorstehenden Tod beiseite, konzentrierte sich auf Erinnerungen an glückliche Zeiten und versuchte, die Abscheulichkeiten um sie her wenigstens für kurze Zeit zu vergessen.

Inmitten von Verfall und Dunkelheit richtete sie ihre Gedanken auf Tommy, ihren kleinen Bruder, und auf Erinnerungen an ihre gemeinsame Vergangenheit. Sie hatten gern Verstecken gespielt, sie beide, getrieben vom kindlichen Ehrgeiz, den anderen zuerst aufzustöbern.

Einmal war Tommy auf der Farm ihrer Großeltern bis hinauf unters Dach der Scheune geklettert, um sich dort zu verstecken, hatte aber kapituliert, als Maggie ihn fand, und seine Niederlage eingestanden.

Doch einige Zeit später, nachdem Tommy entführt worden war, hatte Maggie einsehen müssen, dass sie sich nicht halb so gut auf das Entdecken verschwundener Menschen verstand, wie sie geglaubt hatte.

Inzwischen hatte sie viele Jahre der vergeblichen Suche nach ihrem verschollenen Bruder und dessen Entführer hinter sich, ohne nennenswerte Fortschritte gemacht zu haben. In jüngster Zeit jedoch hatte sie Hilfe aus denkbar unwahrscheinlichen Quellen erhalten. Zum einen von Francis Ackerman jr., dem berühmten Serienkiller, der nun in Diensten der Regierung stand. Ackerman hatte mit seinem scharfen Verstand alte Unterlagen analysiert, bei denen Maggie trotz intensiven Studierens und Brütens nicht weitergekommen war, und darin mehrere Hinweise entdeckt, die bislang übersehen worden waren.

Maggies zweite Hoffnung war ein Foto, das man ihr ein paar Monate zuvor anonym mit der Post zugeschickt hatte und das auf der Rückseite mit Initialen oder ähnlichen Kürzeln beschriftet war. Es war eine rätselhafte Aufnahme, stellte aber die womöglich einzige Chance Maggies dar, das Schicksal ihres verschwundenen Bruders vielleicht doch noch aufzuklären.

Maggies Gedanken schweiften zu Ackerman, dem Serienmörder, der inzwischen die Seiten gewechselt hatte und ihr Verbündeter geworden war. Inzwischen arbeitete Ackerman, so wie Maggie, für die Shepherd Organization, deren Aufgabe darin bestand, die gefährlichsten Psychopathen der Welt zur Strecke zu bringen, gegen die es sonst keine Mittel gab, weder juristischer noch kriminalistischer Art. Ackerman hatte Hunderten von Menschen das Leben gerettet, darunter Maggie selbst. Sie bezweifelte keine Sekunde, dass Francis Ackerman jr. ein

anderer war als zu der Zeit, die er selbst als seine »dunklen Jahre« bezeichnete - und ein vorurteilsfreierer Mensch als Maggie hätte vielleicht den nächsten Schritt getan und einen neuen Anfang mit ihm gewagt. Doch Maggie brachte es einfach nicht fertig. Sie konnte sich nicht dazu überwinden, Ackerman seine Verbrechen zu vergeben, zu denen auch der Mord an einem ihrer engsten Freunde gehörte.

Umso mehr staunte Maggie über Frauen wie Emily Morgan. Ackerman hatte ihren Mann ermordet und sie selbst entführt; dennoch war Emily von seinem Opfer zu seiner Psychologin und später zu einer engen Freundin geworden. Maggie jedoch verabscheute Ackerman, obwohl sie ihm ihr Leben verdankte und fest daran glaubte, dass er ein anderer, besserer Mensch geworden war.

Doch Gefühle hin oder her - als Special Agent Maggie Carlisle nun in undurchdringlicher Dunkelheit auf einem Meer aus verrottenden Knochen trieb, tröstete sie allein der Gedanke, dass Ackerman ihre Überreste finden und die Bestie töten würde, die ihr den Bruder geraubt hatte und die nun auch für ihren Tod verantwortlich sein würde. Den Mann, den sämtliche Fahnder nur als den »Taker« kannten.

Maggie wusste, dass Ackerman dem Taker keine Gnade entgegenbringen würde. Ackerman war ein Jäger. Man brauchte ihm nur eine Zielperson und einen triftigen Grund zu nennen, in Aktion zu treten. Ließ man ihn dann von der Leine, war die Beute so gut wie tot.

Wenn Ackerman ihre Überreste in diesem Massengrab fand, würde er den Taker dafür büßen lassen, das wusste Maggie.

Doch selbst wenn Ackerman auf Rache verzichtete - den Mann, den Maggie liebte, konnte keine Macht auf Erden davon abhalten, den Taker zur Rechenschaft zu ziehen.

Special Agent Marcus Williams war Ackermans Bruder und selbst ein höllisch gefährlicher Mann. Zugleich war er aufrichtig, humorvoll und treu wie Gold. Maggie zweifelte

keine Sekunde daran, dass Marcus für sie sterben würde, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern.

Umso stärker schmerzten sie ihre Schuldgefühle. Denn sie war nicht zufällig in diese Situation geraten. Sie hatte sie selbst herbeigeführt. Aber Maggie war keine andere Möglichkeit eingefallen, das Ungeheuer, das ihren Bruder entführt hatte, aus der Reserve zu locken. Sie hatte sich ihm als Opfer anbieten müssen.

Maggie wusste, dass Marcus und Ackerman sich schnell und gnadenlos des Takers annehmen würden. Das Spiel war bereits gewonnen, der Fall praktisch abgeschlossen. Durch ihren Tod würde sie, Maggie, der Gerechtigkeit den Weg ebnen. Wenn sie an das Meer aus Knochen dachte, die um sie herum verrotteten, und an die vielen Leben, die der Taker geraubt hatte, erschien ihr die eigene Existenz als geringer Preis. Hauptsache, es wurden nicht weitere Familien zerstört, weiteres Blut vergossen, weitere Geschwister auseinandergerissen.

Bald hatten die Perversionen des Takers ein Ende. Bald würden seine Opfer gerächt sein.

*Bald schmorst du in der Hölle, verfluchtes Monster.*

## Kapitel 2

### *Zwei Tage später*

Nachdem Liana Nakai im Alter von acht Jahren zum ersten Mal den Spielfilm *Annie* gesehen hatte, betete sie zum Großen Geist, er möge sie aus dem Reservat holen, damit sie bei einem reichen Weißen leben könne wie das Waisenmädchen in dem Film.

Als Liana am Morgen nach dem Kinobesuch mutterseelenallein im elterlichen Hogan aufwachte, dem traditionellen Haus der Navajo-Indianer, hatte sie das Schlimmste befürchtet und geglaubt, ihrem Volk würde ihretwegen eine bittere Lehre erteilt. War die Navajo-Geschichte von dem Mädchen, das die Welt wegwünschte, durch sie, Liana, Wirklichkeit geworden? War sie jetzt ganz allein?

Zu Lianas unendlicher Erleichterung stellte sich bald heraus, dass ihre Mutter nur aufs Feld gegangen war, um den blauen Mais zu wässern, den ihre Familie im Tal anbaute. Lianas Ängste hatten sich als unbegründet erwiesen, als flüchtige Schatten. Dennoch wurde die junge Navajo monatelang von Alpträumen geplagt.

Seitdem waren Jahre vergangen, und Liana - inzwischen Police Officer im Indianerreservat - war davon überzeugt, die Lektion von damals gelernt zu haben. Doch sie schien das Pech zu haben, jedes Mal den falschen Wunschträumen nachzuhängen. Damals, als kleines Mädchen, war es der Traum gewesen, von einem reichen Weißen aus der Armut im Reservat befreit zu werden. Diesmal, in jener folgenschweren Nacht, die ihrer aller Leben verändern sollte, war es der Wunschtraum, ein starker Mann möge

erscheinen und sie, Liana, aus der Tristesse ihres Lebens befreien.

Es war die ereignisloseste Nacht der Woche und die langweiligste Schicht des Tages, als Liana wieder einmal zum Schreibtischdienst auf der Roanhorse Police Substation im Navajo-Reservat eingeteilt war. Die beiden anderen Beamten des winzigen Postens behandelten sie wie ein kleines Mädchen, das behütet werden musste, und hielten an der Tradition ihres Volkes fest, nach der männliche Krieger die schwachen Frauen zu beschützen hatten.

Sie unterschätzten Liana, und das verübelte sie ihnen. Körperlich konnte sie es mit ihren männlichen Kollegen aufnehmen, und was Verstand und Ausbildung betraf, war sie ihnen überlegen. Oft fragte sie sich, weshalb sie trotz ihres Abschlusses in Strafrecht wieder im Reservat gestrandet war und bei der Navajo Nation Police arbeitete, wo man ihr ein Viertel von dem bezahlte, was sie als Anwaltsgehilfin in einer Stadt der Bilagáana – das Navajo-Wort für »Weiße« – verdienen konnte.

Andererseits hatte sie einen triftigen Grund für ihre Rückkehr in die Reservation. Großmutter war krank und weigerte sich, das einzige Zuhause zu verlassen, das sie je gekannt hatte. Liana konnte es der alten Frau nicht verdenken. Die Vorstellung, unter Weißen zu leben, hatte sie selbst eingeschüchtert, zu Anfang jedenfalls. Viel Entscheidungsspielraum war Liana deshalb nicht geblieben. Sie konnte Großmutter ja schwerlich im Stich lassen, und die alternde Matriarchin gab nicht nach. Deshalb war Liana vorerst in dem Käfig gefangen, dem zu entkommen sie sich ihr bisheriges Leben lang abgestrampelt hatte.

Liana hatte eine langweilige Nacht erwartet, in der sie mal wieder so tun musste, als würde sie Berichte schreiben, während sie sich in Wahrheit die Zeit mit einem Hörbuch vertrieb, als es geschah: Eine Stunde nach

Schichtbeginn flog die Tür des Polizeipostens auf, und der attraktivste Mann, den Liana je gesehen hatte, kam herein. Er trug Bluejeans, aber kein Hemd. Sein Oberkörper war nackt, sehnig und muskulös.

Und von oben bis unten voller Blut.

Lianas erster Gedanke war, dass der Fremde einen schlimmen Unfall erlitten hatte. Aber er schien keine Schmerzen zu haben und wirkte überhaupt nicht aufgeregt oder geschockt. Er schien vor nichts auf der Welt Angst zu haben. Ein Mann ohne Furcht.

*Da stimmt was nicht*, schrie es in Liana.

»Bleiben Sie ganz ruhig, Sir. Sagen Sie mir bitte, was passiert ist«, sprach sie ihn an. »Hatten Sie einen Unfall?«

»Wie kommen Sie darauf? Ach so, das Blut. Keine Bange, das ist nicht meins.«

»Aber ... wessen Blut ist es dann?« Liana hatte die rechte Hand immer näher an den Taser geschoben, den sie an der Hüfte trug. Unbemerkt legte sie die Handfläche auf den Griff der Schockwaffe. »Sir, ich muss Sie bitten, mir Ihre Hände zu zeigen.«

Der Mann reagierte nicht. »Wie viele Officers sind zurzeit im Dienst?«, fragte er stattdessen. »Sind Sie hier die Einzige?«

»Zeigen Sie mir Ihre Hände. Sofort!« Liana zog den Taser und richtete ihn auf den gut aussehenden Fremden.

Der Fremde grinste. »Kein besonders netter Empfang, Blume der Apachen.«

»Ich bin Navajo«, rief Liana empört.

»Tja«, sagte der Fremde. »Shit happens. Sagen Sie mal, wenn ich ein Verbrechen melden möchte, muss ich da ein Formular ausfüllen?«

Liana zielte mitten auf die Brust des blutüberströmten Mannes. Mit der freien Hand knipste sie das Funkgerät an ihrer Schulter ein. »Hier Officer Nakai, Roanhorse. Ich brauche Verstärkung. Sofort.«

Die Stimme eines Kollegen antwortete. »Pitka hier. Bin in zwei Minuten bei dir. Was ist los?«

»Möglicherweise ein Mord. Beeil dich! Ich ...« Liana versagte die Stimme.

Der blutüberströmte weiße Mann sah sich derweil in dem winzigen Posten um, als hätte er etwas Alltägliches zu erledigen; als wollte er eine Ruhestörung melden oder den Diebstahl seines Rasenmähers anzeigen.

Liana riss sich zusammen. »Ich bitte Sie nicht noch einmal, Sir. Heben Sie die Hände. Schön langsam. Keine plötzliche Bewegung.«

Der Fremde verdrehte die Augen, gehorchte dann aber und hob die Arme. Unter dem schimmernden Blut auf seiner nackten Haut spielten seine beeindruckenden Muskeln.

Liana stutzte, als sie in seinen Händen etwas Silbernes funkeln sah. *Was ist das?*

»Was haben Sie da in den Händen?«, fragte sie. »Fallen lassen, oder ich drücke ab!«

»Ich fürchte, das könnte ein Problem werden. Wissen Sie, die Dinger sind an meinen Handflächen festgeklebt.«

»Aber ... *wieso?*« Liana war verwirrt. Im Polzeihandbuch stand nicht, wie man mit einem erkennbar Verrückten umgehen sollte, zumal in einer solchen Situation, und die Ausbildung an der Akademie half ihr auch nicht weiter. Liana war ratlos. Also hielt sie den Taser weiter auf den blutüberströmten Fremden gerichtet in der Hoffnung, dass endlich Ernie Pitka erschien, ihre Verstärkung.

Der Fremde sagte: »Oh, die habe ich selbst festgeklebt.«

Liana erstarrte. »Aber ... *warum?* Und von wem ist das viele Blut?«

Der halbnackte Fremde lächelte. »Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen. Ich bin hier, um einen Mord zu melden.«

»Einen Mord?«

»Eigentlich sogar mehrere.«

## Kapitel 3

Francis Ackerman jr. mochte die junge Beamtin der Navajo Nation Police auf den ersten Blick. Sie erinnerte ihn an die jugendliche Maya, an die er vor langer Zeit seine Unschuld verloren hatte. Aber da war noch mehr. Diese Indianerin hatte etwas an sich, das sie überaus anziehend machte – ein Funkeln in den Augen, ein inneres Feuer, das nur darauf wartete, entfacht zu werden und hell aufzulodern.

Der frühere Ackerman hätte es genossen, dieses innere Feuer mit Blut und Schmerzen langsam und genüsslich auszulöschen. Seine derzeitige Version, die er mittlerweile als »Ackerman 2.0« betrachtete, verspürte zwar auch das Verlangen, seine Macht zu demonstrieren und seine Überlegenheit durchzusetzen; auf der anderen Seite hatte er sich einem heiligen Auftrag verschrieben, der ihm ein hohes Maß an Selbstbeherrschung abverlangte.

Ackerman seufzte. Er wusste, er kam nicht daran vorbei, der jungen Indianerin physische Schäden zuzufügen – aber nur, weil es zum Plan gehörte, nicht zu seiner Erbauung. Natürlich würde er den Kick, den der Kampf ihm verschaffte, in vollen Zügen genießen, aber diesmal stürzte er sich nicht um des Vergnügens willen ins Handgemenge.

*Und das ist ein weiterer Schritt in die richtige Richtung,* ging es ihm durch den Kopf.

In diesem Moment meldete Officer Ernie Pitka – die Verstärkung, die Liana angefunkelt hatte – mit atemloser Stimme über Funk, er sei jeden Augenblick bei ihr. Ackerman wusste nichts über die diensthabenden Officers und hatte keine Ahnung, ob die rasche Reaktion der Cops auf dessen Hingabe an den Polizeidienst zurückzuführen

war oder ob zwischen Ernie und der jungen Polizistin etwas lief.

Ackerman speicherte diese Beobachtung zwischen Millionen anderen ab, um sie sich gegebenenfalls zunutze zu machen. Ihm war klar, dass seine Methoden und Machenschaften viele Menschen irritierten, aber die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten war nun mal eine Gerade. Wenn jemand, der ihm wichtig war, vermisst wurde, so wie jetzt, zögerte Ackerman nicht, jeden zu überrollen, der ihm auf dieser Geraden in die Quere kam.

Und diesmal standen ihm - ohne eigenes Verschulden - Liana und Ernie im Weg.

Die Tür flog auf, und ein untersetzter Indianer stürmte herein, verschwitzt, mit wirrem Blick, den Taser im Anschlag. Ernie Pitka war klein und muskulös und trug die erdfarbene Uniform der Navajo Nation Police. Er schwenkte den Taser wie ein Totem zur Abwehr böser Geister. Kaum erblickte er Ackerman, brüllte er: »Auf den Boden! Na los!«

Liana nutzte die Gelegenheit, um hinter dem Schreibtisch hervorzukommen und eine Position einzunehmen, in der sie ihrem Kollegen beistehen konnte. »Wird's bald?«, rief sie. »Runter auf den Boden!«

»Ich hab aber keinen Bock«, sagte Ackerman.

»Auf den Boden, oder du kriegst eins mit dem Taser verpasst!«, brüllte Ernie.

Ackerman lachte. »Das wäre cool. Ich stehe total auf Elektroschocks. Nur muss ich Ihr nettes Angebot leider ablehnen, Kumpel. Kommen noch mehr von Ihrer Sorte, oder sind Sie beide heute Abend meine einzigen Spielgefährten?«

Ernie ignorierte Ackermans Bemerkung. »Ich sagte, auf den ...«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Ackerman handelte. Eine kaum merkliche Bewegung beider Arme, ein Zucken der Handgelenke, und die Teleskopschlagstöcke,

die er in beiden Händen hielt, schossen hervor. Es waren Waffen, wie sie an den Gürteln der meisten Polizeibeamten hingen. Kaum waren sie zu ihrer vollen Länge von fast einem Meter hervorgeschnellt, vergrößerten sie Ackermans Reichweite so sehr, dass der Abstand, den die beiden Cops zu ihm hielten, völlig bedeutungslos wurde.

Ackerman duckte sich leicht, wirbelte blitzschnell auf den Fersen herum und überraschte die beiden Cops damit völlig. Er hörte, wie ein Taser sich entlud und spürte, wie das Geschoss an seiner rechten Schulter vorbeizischte. Mit lautem Pochen gruben sich die dornigen Zinken in die Holzverschalung der Wand.

Ackerman reagierte gar nicht darauf. Er wusste, er wurde schnell und problemlos mit den beiden Gegnern fertig. Er beherrschte fast sämtliche Kampfsportarten und hatte seine Fähigkeiten im Lauf der Jahre an zahllosen und viel gefährlicheren Gegnern perfektioniert. Aber noch entscheidender war das psychologische Element: Aufgrund der neurochirurgischen Experimente, die sein wahnsinniger Vater an ihm vorgenommen hatte, kannte Ackerman keine Angst.

Früher war er voller Hass gewesen wegen der jahrelangen Folter durch seinen Erzeuger, und seine Wut auf die ganze Welt hatte ein Monster aus ihm gemacht – genau die perfekte Tötungsmaschine, zu der sein Vater ihn hatte formen wollen. Doch als Ackerman mit einem Bruder in Kontakt kam, von dem er bis dahin nichts gewusst hatte, änderte sich alles. Er erkannte, dass seine düstere Vergangenheit ihn auf genau jene gefährlichen Missionen vorbereitet hatte, die er von nun an übernehmen sollte.

Und noch etwas war Ackerman bewusst geworden: Seine Furchtlosigkeit verschaffte ihm in fast jeder Situation einen Vorteil, denn er handelte einen winzigen Sekundenbruchteil schneller als alle anderen. Während seine Gegner einen Augenblick des Zweifels und der

Unentschlossenheit durchlebten, analysierte Ackerman bereits die Situation und verhielt sich entsprechend.

Diesmal reagierte er, indem er sich auf dem Boden abrollte und mit dem Teleskopschlagstock einen kraftvollen Hieb auf Ernies Achillessehne führte. Als der Navajo zu Boden ging, drosch Ackerman ihm den anderen Schlagstock auf die Brust, trieb ihm die Luft aus der Lunge und setzte ihn vorübergehend außer Gefecht.

Liana feuerte einen Schuss ab, der Ackerman jedoch verfehlte. Er schleuderte einen der Schlagstöcke nach ihr. Die junge Navajo wurde von den Beinen gerissen, als die Metallwaffe sie in Höhe des Herzens traf, genau auf den Punkt.

Bevor der geschleuderte Schlagstock den Boden berührte, fischte Ackerman ihn aus der Luft und schmetterte ihn auf Lianas rechten Arm. Sie schrie auf. Ihr Taser fiel ihr aus der plötzlich kraftlosen Hand auf das stumpfe, abgetretene Linoleum, doch sie verbiss sich den Schmerz. Mit der Linken riss sie eine Dose Pfefferspray hervor, war aber viel zu langsam: Ackerman schlug ihr von hinten auf die Oberschenkel. Ihre Knie knickten ein, und sie ging erneut zu Boden. Leise klirrend rollte die Pfeffersprayedose davon.

In diesem Moment hatte Ernie sich aufgerappelt, richtete die Glock 22 auf Ackerman und brüllte mit seltsam hoher Stimme: »Keine Bewegung!«

»Ach, Ernie ...« Ackerman seufzte tief. Drei Sekunden später lag der junge Stammespolizist am Boden.

Als die beiden Cops sich stöhnend auf den Brettern wälzten, nahm Ackerman ihre Schusswaffen an sich, warf die Magazine und die Patronen in den Kammern aus, löste die Verriegelungen der Verschlüsse und trennte sie von den Griffstücken, was die Waffen vorerst unbrauchbar machte. Sobald das erledigt war, hob Ackerman die Taser auf und entfernte die Batterien, wobei er das Lied von Disneys

sieben Zwergen vor sich hin pfiß: *Heiho, heiho, wir sind vergnügt und froh.*

Schließlich zog er sich einen Klappstuhl aus Stahlrohr heran, setzte sich und wartete, dass die beiden sich in ihre Niederlage fügten.

»Diese Dinger an Ihren Händen«, sagte Liana. »Die waren gar nicht angeklebt.«

»Wow!« Ackerman lächelte. »Sie sind ja ein kleiner Schnelldenker.«

»Wer sind Sie?«, fragte Liana mit zittriger Stimme.

»Haben Sie schon mal von der Büchse der Pandora gehört? Ich bin deren menschliche Version, sozusagen. Wenn Sie alles Böse, allen Schmerz und alle Schlechtigkeit, zu der Menschen fähig sind, über ein unschuldiges Kind ausschütten, und dieses Kind überlebt, kommt eine Kreatur wie ich dabei heraus. Ich bin die Quintessenz der schlimmsten Ungeheuer auf Erden. Ich bin die Nacht, erfüllt von einer Dunkelheit, die nur wenige gesehen haben, die aber alle fürchten.«

Liana starrte ihn an, als hätte er sich soeben zum wiedergeborenen Elvis erklärt. »Was ... wollen Sie?«, fragte sie flüsternd.

Zur Antwort hielt er ihr beide Arme hin, als wollte er sie auffordern, ihm Handschellen anzulegen. »Ich bin hier, um mich zu stellen.«

## Kapitel 4

Aus Gründen des Budgets gab es nur in den größeren Substationen der Navajo Nation Police Gefängniszellen, die diesen Namen verdienten. Die nächste Zelle befand sich in der mehr als hundert Meilen entfernten Polizeizentrale in Shiprock. Liana konnte sich nicht für die Aussicht begeistern, mit einem erkennbar geistesgestörten und obendrein brandgefährlichen weißen Mann auf dem Rücksitz mehr als zwei Autostunden fahren zu müssen. Hoffentlich erteilte der Captain ihr keinen entsprechenden Befehl, sobald er eintraf.

Liana und Ernie hatten den inzwischen gefügigen Angreifer in den kleinen Haftraum in einer Ecke der Roanhorse Substation gesperrt. Eine echte Zelle war es nicht, nur ein durch Gitter abgetrenntes Areal von zwei mal zwei Metern mit einer Pritsche an der Rückwand. Der Verschlag war nie dafür vorgesehen gewesen, Verbrecher festzuhalten. Die Officers in Roanhorse waren es einfach nur leid, zwei Stunden Autofahrt auf sich zu nehmen, um jemand in die Ausnüchterungszelle zu stecken. Ihr häufigster Kunde neigte dazu, Blase und Darm zu entleeren, ohne die Toilette aufzusuchen. Liana und Ernie hatten sich abgewechselt bei dem höchst undankbaren Job, den übelriechenden Streifenwagen zur Zentrale in Shiprock zu steuern. Doch vor die Wahl gestellt hätte Liana einen nach Fäkalien stinkenden Betrunkenen jederzeit einem blutüberströmten Irrsinnigen vorgezogen.

Der Fremde saß kerzengerade auf der Pritsche und ließ Liana und Ernie keine Sekunde aus den Augen. Die junge Navajo versuchte, den Ausdruck im Gesicht des Weißen zu

deuten. Es war Neugier, in die sich ein Hauch von Spott mischte.

»Meine Güte«, murmelte Ernie. »So viel Blut.«

Ackerman zuckte die Achseln. »Man gönnt sich ja sonst nichts.«

»Wo ist das Blut her?«, fragte Liana. »Ist jemand verletzt? Haben Sie jemanden angegriffen?«

»Im Lauf der Jahre habe ich vielen Menschen furchtbare Dinge zugefügt, allerdings weit Schlimmeres als den Schaden, den ich heute Nacht zu verantworten habe.«  
Ackerman zuckte die Achseln. »Trotzdem werden mehrere Bewohner Ihres Kuhdorfes eine unvergessliche Nacht erleben. Und das ist erst der Anfang.«

»Was soll das heißen?«

»Gute Frage, aber ich fürchte, ich kann die Antwort nur dem Mann anvertrauen, der in diesem Kaff das Sagen hat.«

»Captain Yazzie ist unterwegs. Aber wenn Sie ...«

»Ich meinte nicht Ihren vorgesetzten Officer, sondern den Mann, der die Fäden Ihres Vorgesetzten zieht.«

Liana dachte über diese Worte nach. In Roanhorse gab es nur einen, auf den diese Umschreibung passte: John Canyon, ihr aller Wohltäter, der den Ort gegründet hatte und fast sämtliche Einwohner auf seiner Ranch beschäftigte. Canyon hatte von seinem Vater eine kleine Schafzucht geerbt und eine der größten Schaf- und Rinderfarmen im Südwesten daraus gemacht. Jeder hier nahm stillschweigend hin, dass Canyon mit noch ganz anderen Dingen als mit Schafen handelte und dass nicht alle seine Aktivitäten legal waren.

Liana fragte sich, welche Verbindung der Fremde zu Canyon besaß. In was für dunkle Geschäfte mochte John Canyon verstrickt sein? Eines stand fest: Falls Canyon auf irgendeine Weise mit diesem narbigen Fremden zu tun hatte, würde Captain Yazzie die Sache persönlich in die Hand nehmen, um Canyon zu schützen.

Gleich an ihrem ersten Tag hatte Yazzie Liana ins Bild gesetzt, dass mit Canyon und der Ranch äußerst behutsam zu verfahren sei. Canyon war bei fast jedem im County beliebt und hatte beste Beziehungen sowohl zum Stammesrat als auch zur Regierung außerhalb der Reservatsgrenzen. Captain Yazzie hatte darauf bestanden, dass ihm jede Anzeige, jedes Problem, das mit John Canyon zu tun hatte, persönlich vorgelegt werden müsse. Sein Tonfall hatte deutlich gemacht, dass John Canyon über alle Zweifel erhaben und für den Arm des Gesetzes unantastbar sei, zumindest hier im Tal.

Liana hatte keine großen Probleme mit John Canyon, schon deshalb nicht, weil sie seinen Sohn Toby kannte. Sie seufzte. So lief es nun mal. Leute mit Geld und Macht manipulierten andere, um ihre Macht und ihren Reichtum zu vergrößern. Zumindest galt das für die Welt der Weißen, der Bilagáana. Deshalb hatte Liana John Canyon als notwendiges Übel akzeptiert. Außerdem musste sie ihm zugutehalten, dass Canyon illegale Umtriebe im County stärker eindämmte, als ein Cop es sich je erhoffen konnte. Trotzdem wurde sie den Gedanken nicht los, dass der Pakt, den Roanhorse mit dem Teufel geschlossen hatte, irgendwann die ganze Ortschaft ins Verderben reißen würde.

Sie schaute auf den seltsamen Fremden in der Ausnüchterungszelle und versuchte zu ergründen, welches Spiel er trieb. War zugleich mit diesem bedrohlichen Mann der Tag der Abrechnung gekommen?

Als die Hintertür des Postens sich öffnete und Captain Yazzie ins Office stapfte, fiel Liana ein Stein vom Herzen. Normalerweise spannte sie sich innerlich an, wenn Yazzie auftauchte; diesmal aber war sie froh, ihren Chef zu sehen.

Die hellbraune Uniform der Navajo Nation Police saß Yazzie wie angegossen. Der eins fünfundsechzig kleine Mann trug vom Hals abwärts die offizielle Dienstkleidung; der Revenger-Stetson aus Büffelleder allerdings, um den er

ein Hutband aus der Haut einer Kupferkopfschlange gewunden hatte, widersprach sämtlichen Vorschriften. Die unvermeidliche John-Lennon-Brille mit kleinen Gläsern, die sich dem Licht anpassten, sodass er sie bei Tag und bei Nacht tragen konnte, draußen wie drinnen, verbarg seine Augen.

Der Captain kam zu ihr und tätschelte ihre Schulter. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Alles okay, Sir.«

»Wie gut, dass Pitka in der Nähe war.«

»Ich kann nicht behaupten, dass ich eine große Hilfe gewesen bin«, meldete Ernie sich betreten zu Wort. »Der Kerl hat uns fertiggemacht. Er sitzt nur deshalb in der Zelle, weil er von sich aus reinwollte. Ehrlich, Sir, das macht mir 'ne Scheißangst.«

»Beruhigen Sie sich, Officer«, entgegnete Yazzie. »Finden wir erst mal heraus, was hier los ist.«

»Da gibt es leider ein Problem, Sir«, sagte Liana. Sie hatte aus der Beobachtung des Gefangenen hundert Schlüsse gezogen und konnte sich tausend Möglichkeiten vorstellen, woher das Blut gekommen war, im Augenblick aber war ihr Kopf leer. »Der Fremde sagt, er spricht nur mit Mr. Canyon.«

Yazzies Gesicht wurde hart und abweisend. »Er hat sich namentlich nach Canyon erkundigt?«

Liana zuckte innerlich zusammen, als ihr klar wurde, dass ihr ein Fehler unterlaufen war.

*Hat der Fremde Canyons Namen erwähnt? Oder habe ich nur meine eigene Schlussfolgerung ausgesprochen?*

Liana versuchte, sich an das Gespräch zu erinnern, und antwortete schließlich: »Er sagte, er will mit dem Drahtzieher sprechen ... oder so ähnlich.«

»Oder so ähnlich!«, rief Yazzie spöttisch. »Hat man Ihnen diesen bewundernswerten Scharfsinn auf der teuren Bilagáana-Schule beigebracht? Was genau hat der Kerl gesagt?«

Liana spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss. Hilfesuchend schaute sie zu Ernie, der seit der Junior High hinter ihr her war, doch Ernie zuckte nur hilflos mit den Schultern. »Der Gefangene sagte«, erklärte Liana schließlich, »dass er auf den Mann wartet, der die Fäden unseres Vorgesetzten zieht.«

»Was? Unser Gefangener spricht von jemandem, der *meine* Fäden zieht? Und Sie gehen sofort davon aus, dass Canyon damit gemeint ist? Eine interessante Schlussfolgerung.«

»Tut mir leid, Sir«, flüsterte Liana, den Kopf gesenkt. »Ich wollte damit nicht andeuten ...«

Yazzie hob die Hand. »Es reicht, Nakai. Sie wurden angegriffen und können nicht mehr klar denken. Ich hätte Sie nicht bedrängen dürfen. Wie auch immer, es wird Zeit, dass ich mir diese Geschichte aus erster Hand anhöre.«